

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 5

Gießen, Freitag den 6. Februar 1914.

6. Jahrgang

Kirche und Geburtenrückgang.

Die deutschen Bischöfe haben einen Hirtenbrief erlassen, der in den katholischen Kirchen Deutschlands verlesen worden ist und von der Zentrums Presse abgedruckt wird. Der erste Teil handelt von dem Geburtenrückgang; er ruft auf „zum Schutze der christlichen Familie, die von furchtbaren Zeitübeln und Zeitlasten schwer gefährdet ist.“ Die Geburtenzahl sei in Deutschland von 42 pro tausend Einwohner im Jahre 1876 auf 29 im Jahre 1911 zurückgegangen, „und zwar im letzten Jahrzehnt in Deutschland rascher als selbst in Frankreich und Belgien.“ Aus dem Hirtenbriefe sei das folgende wörtlich wiedergegeben:

„Die täuschen sich und andere, die den Rückgang der Geburten lediglich oder hauptsächlich aus ungünstigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, aus der Feuerung der Lebensmittel, der Erschwerung der Lebenshaltung herleiten wollen. Unser Volk hat sich durch viel schlimmere Zeiten hindurchgekämpft, ohne daß jene schlimme Erscheinung eingetreten wäre. Nachweisbar ist das bellagte Uebel nicht eine Folge der Not, sondern eine Folge des Luxus; in den oberen Ständen, in reichen und wohlhabenden Kreisen hat es seinen Anfang genommen und ist erst mit den Lasten dieser Stände allmählich auch ins Volk eingedrungen. Wir wollen gewiß nicht in Abrede stellen, daß mancherlei soziale Mißstände der Gegenwart das Uebel gefördert und gesteigert haben, so namentlich das Wohnungsseind in den größeren Städten. Hier müssen staatliche Fürsorge und christliche Barmherzigkeit zusammenschließen und alles aufbieten, um diese schlimmen Zustände zu überwinden. Aber das sind nur Nebenursachen. Die Hauptursache, der Hauptschuldige ist der böse Wille, der böswillige, lasterhafte Mißbrauch der Ehe. Die sittliche Fäulnis, die sofort Platz greift, wo christlicher Glaube und christliche Sitte schwinden, ist bereits hinabgedrungen bis zur Lebenswurzel der Familie. In weiten Kreisen ist die Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe verloren gegangen. Man will die ehelichen Rechte ausüben, ohne die ehelichen Pflichten auf sich zu nehmen. Zügelloses Begehren, kaltberechnende Selbstsucht und Habgucht, feige Schen vor Mähen und Opfern verführt dazu, daß man frevelhaft dem Schöpferwillen Gottes Trost bietet, die Natur vergewaltigt, den Hauptzweck der Ehe vereitelt, sie entweicht, verunstaltet, mit Unfruchtbarkeit schlägt, die Kinderzahl vermindert, ja durch Vernichtung des keimenden Lebens geradezu zum Mörder wird.“

Weiter wird der Geburtenrückgang bezeichnet als „die Pest, die dem Kriege gegen Christentum und Kirche auf dem Fuße folgt.“ Dann läßt sich der Hirtenbrief über die Heiligkeit der Ehe aus, die „von dem allmächtigen Gott zugleich mit der Erschaffung des Menschen gestiftet“ worden sei und die er „schon im Paradiese gesegnet und mit seiner Schöpferkraft befruchtet“ habe.

Die Bischöfe gestehen stillschweigend ein, daß die Kirche es nicht für nötig gehalten hat, mit einem solchen Hirtenbriefe zu kommen, solange sich die „Geburtenregulierung“ auf die Kreise der Besitzenden beschränkte, also derjenigen Kreise, die leichter ein Duzend Sprößlinge ernähren, bekleiden und großziehen können, als die Besitzlosen nur ein einziges Kind. Der ganze Brief der studierten Kirchenfürsten ist ja mit seinen antinwissenschaftlichen Ansichten nicht für die Gebildeten und Wohlhabenden, sondern für die geistig und sozial Armen bestimmt. Die Epistel über die Heiligkeit der Ehe hätte auch viel früher kommen dürfen, und zwar wäre sie zu richten gewesen an all die kirchentreuen katholischen Bourgeois, die im klerikalen Leben eine große Rolle spielen und trotzdem das Gebot der ehelichen Treue immerfort als

einen Zwirnsfaden bewertet haben. Aus jeder Stadt ließen sich ultramontane Größen nennen, die auf die Heiligkeit des Sakramentes der Ehe pfeifen.

Genau so denkt man in diesen Kreisen über die „Pest des Geburtenrückgangs“, die mit dem „Kampf gegen Christentum und Kirche“ wirklich nichts zu tun hat. Die Herren Bischöfe mögen mal die Namen der klerikalen Führer, beispielsweise der Zentrumsabgeordneten, der Reihe nach vornehmen, um festzustellen, wie weit die Kinderzahl der großen Mehrzahl dieser Leute noch von dem französischen Zweikindersystem entfernt ist; einzelne der Herren halten es sogar für bequemer, auf das von dem allmächtigen Gott gestiftete und von Christus zum Sakrament erhobene Institut der Ehe zu verzichten.

Die Bischöfe können den Einfluß der sozialen Not, insbesondere des Wohnungsseinds und der Lebensmittelverknappung auf die Geburtenzahl nicht ganz leugnen; sie bestreiten, daß das die Hauptursachen sind. So müssen sie reden, sonst würden sie gegen den Boden- und den Lebensmittelwucher ankämpfen müssen, der von den christlich nennenden Machthabern und Parteien getrieben wird. Darum übergehen die Bischöfe auch absichtlich die Säuglingssterblichkeit, jene wirkliche Pest, die den fünften Teil aller Neugeborenen schon wieder im ersten Lebensjahr hinwegrafft. Wer den Geburtenrückgang beklagt, der muß vor allem dafür sorgen, daß die Hunderttausende lebensfähiger Kinder erhalten werden, die jetzt an den Einrichtungen der von der Kirche mit all ihrer Macht gestützten Staats- und Gesellschaftsordnung bald nach der Geburt zugrunde gehen.

Das Verhungern am Tische.

Ist es nicht ein hübsches Familienbild, wie mittags und abends eine appetitfrohe, erwartungsvolle Kinderchar enggedrängt um die Mutter herumsitzt am Tische? Wie viele bittende Augen sich zu ihr wenden, wie viele Teller verlangend ihr zugeschoben werden? Und wie dann langsam mit jedem gefüllten Teller ein bißchen mehr Ruhe, mehr Eintracht, mehr Behagen sich über den Tischkreis breitet, bis zunächst einmal alle Wünsche schweigen in eifrigem Genießen? Es ist freilich nur ein Moment des Ausatmens und Ausruhens für die Mutter, denn bald schon kommt der zweite und vielleicht auch noch ein dritter Ansturm der erst halbbefriedigten tapferen Esser. Aber wenn nicht etwa bitterste Brotsorgen jede freundliche Betrachtung unmöglich machen: es bleibt doch für jede Mutter ein Vergnügen, diesen gesunden, frischen Appetit zu sehen, diese drängende Erwartung zu befriedigen, diese heftigen Wünsche alle zu erfüllen. Sie gibt ja so gern, sie sorgt ja so gern, sie vergißt sich selber ja so gern, wenn nur die anderen alle satt und froh werden.

Aber das ist eben die nützlichste Rehroutine dieses poetisch-anheimelnden Familienbildes: die mütterlich-bedenkende und ausbeulende Hausfrau selber kommt kaum zum Essen; sie sitzt wie die anderen am vollen Tische, aber sie kann ruhig dabei verhungern, wenn sie nicht mit aller Energie an sich selber denkt. Und wo sind die Frauen, die wie die Männer den gesunden Instinkt haben, daß, wer arbeitet, sich auch satt essen muß? Der Frau im Gegenteil ist es selbstverständlich, daß erst der Mann und die Kinder satt sein müssen und daß ihr gehört, was übrig bleibt; oder daß sie an sich erst denken darf, wenn sie nach der Versorgung aller anderen wieder Zeit hat. Es gibt keine „echt weibliche“ Mutter, die wie der Mann, einfach losißt, wenn die Schüssel auf den Tisch kommt, und die wirklich immer satt ist, wenn sie mit den anderen vom Tische aufsteht. Dagegen gibt es Tausende von Frauen, die sich zu den Hauptmahlzeiten kaum satt essen. Entweder, weil sie von vornherein zu wenig auf den Tisch bringen, indem sie sich selber nicht so recht als vollen Esser

mit berechnen; oder weil sie sich für verpflichtet halten, den großen Appetit der Kinder durch Darben an sich selber wieder auszugleichen; oder weil sie, so lange kleinere Kinder zu versorgen und zu füttern sind, tatsächlich nur zu ein paar hastigen Bissen gekommen sind; oder weil schließlich ihre Portion so kalt geworden ist, daß es nun nicht mehr schmeckt; oder weil über dem Abfüttern der anderen so viel Zeit vergangen ist, daß sie selber nur eilig aufs Ende drängen, denn sie denken schon wieder an Aufwach- und Nährarbeit. Und wenn der Magen rebelliert, so trösten sie sich damit, daß sie sich ja später an Kaffee und Brot schadlos halten können. Und so steigert sich gerade in den Jahren der jungen Ehe, wo die Frau ihre Kräfte wahrhaftig zusammenhalten sollte, der Zustand einer dauernden Unterernährung.

Nun wäre es nichts weiter als sentimentales Gerede, wollte man behaupten, daß nur ein wenig Energie und vernünftiger Wille notwendig seien, um die Proletarierfrau vor dem lächerlichen und doch so heimtückischen Schicksal des langsamen Verhungerns zu bewahren. Wo die Armut die Bissen verteilt, wo die Kraft der Frau im Leiden liegt, da wird immer die Frau am meisten und wird gern entbehren. Aber über diesen Schichten gibt es genug proletarische Haushaltungen, in denen auch die Frau sich satt essen und sich bei Kräften halten könnte, wenn Einsicht und Ueberlegung und Wille da sind. Wo es wirklich nur törichte Selbstquälerei und sinnlose Selbstvernichtung ist, wenn die Frau glaubt, durch ihr persönliches Darben und Entbehren den Hausaltungsverbrauch vermindern zu müssen oder wirklich zu vermindern. Als ob nicht eine immer gesunde, elastische, leistungsfähige Hausverwalterin eine bessere Garantie des häuslichen Wohlstandes wäre als eine dahinsiechende, unfrohe, schwache, selber hilfsbedürftige.

Aber auch in diesen Verhältnissen ist heute die Besserung nicht von einem Entschluß und einer kräftigen Selbstbestimmung der Frau zu erwarten, sondern nur von der Liebe des Mannes. Es ist Freundschaftspflicht des Mannes, daß er nicht nur nicht auch noch jeden Bissen sich von der vielgeplagten Frau vorschneiden und in den Mund stecken läßt, sondern, daß er sich mit ihr in die Versorgung der Kinder teilt, oder doch wenigstens darauf achtet, daß sie selber zum Essen kommt. Es ist ungeheuer viel wert, wenn er sich beim Essen nicht mehr herrisch-abwehrend hinter seine Zeitung verschanzt und sich weder um Frau noch Kinder kümmert, sondern wenn er unterhaltend, ordnend, wehrend, helfend neben der Frau sitzt und sich als Vater ebenso verpflichtet fühlt, wie jene sich als Mutter. Schließlich ist es doch sein Weib, von dem er selber wünscht, daß es lange elastisch bleibe, und die Mutter seiner Kinder, die ihren Pflichten gewachsen bleiben soll.

Auch die Kinder selber müssen so gehalten werden, daß sie sich nicht zu kleinen Hausirannen auswachsen können. Sie müssen warten lernen und einsehen, daß sie nicht allein am Tische sind, daß die Mutter nicht bloß ihre Sklavin ist. Auch dazu ist der ruhige, kräftige Einspruch des Vaters nötig, denn die Mutter behauptet ihre Ansprüche bisweilen nur schwer gegen die heftig begehrenden Kinder. Zudem ist es überhaupt töricht, die Kinder gar zu lange zu bemuttern beim Essen. Sie selber würden gern frühzeitig selbständig werden, wenn die ängstlichen Mütter nicht gar so sehr wehreten.

Kinderausbeutung im frommen Lande.

In der rücksichtslosen Ausnutzung der Arbeitskraft sind die Kapitalisten aller religiösen und politischen Richtungen, Liberale wie Reaktionäre, Freidenker und Fromme, so ziemlich einander gleich. Was die Frommen dazu geben, ist ein größeres Maß Heuchelei. So erzählt der Abgeordnete, Ziegelbesitzer Van Reeth aus Boom in der Provinz Antwerpen, daß in seinem und seiner Kollegen Betrieben seine Kinder ausgebeutet würden. Sie arbeiteten nicht im Betriebe, sie spielten dort nur. Wie dies liebliche Kinderspiel beschaffen ist, haben dann unsere Genossen Huzmans und Anseele nachgewiesen: zwölfjährige Kinder müssen täglich durchschnittlich 32 Kilometer mit schweren Lasten zurücklegen, d. i. etwa das Maß der Leistung, die man in der kurzen Manöverzeit kräftigen Soldaten zumutet. Selbst die gesetzlich vorgeschriebenen Ruhepausen müssen mit leichteren Arbeiten ausgefüllt werden. Können die Kinder dieses Maß von Arbeit nicht leisten, dann nehmen sie ihre kleineren Brüder zu Hilfe, die nach der Schule ihnen einen Teil der Arbeit abnehmen, sodas der Unternehmer für einen Lohn zwei Kinder in seinem Dienste hat.

Ein anderes Beispiel „spielender“ Kinder bietet die Spinnenindustrie mit ihren großenteils zu Klöstern gehörigen „Klöppelschulen“. Die Beschäftigung kleiner Mädchen weit unter dem gesetzlichen Alter wird von Verhaegen in seinem Buche über die Spitzenindustrie für die weltlichen Spitzen Schulen zugegeben. Für die geistlichen, von Nonnen geleiteten aber tritt auch hier das „Spiel“ auf. Er erzählt, wie die Kinder zunächst allgemeinen Unter-

richt erhalten und zur ersten Kommunion vorbereitet werden. „Inzwischen, so gegen das Alter von 8—9 Jahren, zeigt sich in ihnen der Drang (vocation) zum Spitzenmachen. Sie sind neben einem Klöppelpolster geboren. Immer sahen sie ihre Mutter über die Klöppel gebeugt und lernten oft die ersten Elemente der Spitzenkunst vor dem Eintritt in die Schule. Dann möchten sie in allem den Großen gleichen, die die Arbeitsstube mit dem Klid-Klad ihrer Klöppelstäbchen erfüllen. Die Eltern unterstützen sie in dieser guten Absicht, und oft wird im Alter von 9—10 Jahren, nie früher, die kleine Schülerin von den Nonnen für zwei oder drei Stunden täglich in den Arbeitsraum zugelassen.“ Einfach rührend, dieser Arbeitsdrang der Kinder, dem die Nonnen schließlich in bescheidenem Maße willfahren. Leider sieht auch hier die Wirklichkeit wieder ganz anders aus als die fromme Legende.

Verhaegen selbst berichtet von Klosterschulen, so der in Boucque, wo schon Kinder von 7—8 Jahren 4—6 Stunden täglich arbeiten. Das widerspricht dem Besetze von 1880, geht aber ruhig weiter. Sind sie 12 Jahre alt, so läßt man sie noch länger, oft bis abends 7 Uhr arbeiten. Dann aber gibt man ihnen noch Arbeit für 2—3 Stunden, ja noch mehr, mit nach Hause! Entweder müssen diese Kinder dann bis in die Nacht hinein, vielleicht gar die Nacht durcharbeiten, oder die Mutter oder eine ältere Schwester erbarmt sich ihrer und macht einen Teil ihrer Arbeit neben der eigenen. Dafür wird natürlich auch nur der Lohn der Kinderarbeit bezahlt, der nach der Angabe des Abbe Sterck bei den Ursulerinnen 1¼—7 Centimes (1½—5½ Pfennig) die Stunde beträgt. „So spielen“, heißt es davon im Peuple, „die kleinen flugen Mädchen in dem hübschen Arbeitsraume, wo die Stäbchen Klid-Klad machen. Die kleine Brust beugt sich über die Polster, und bei der raschen Arbeit hustet man viel. Die Spitze wird dann verkauft. Sie werden den Preis dafür nicht erhalten, aber ist eine so hübsche Unterhaltung nicht schon Lohn genug?“

Kinder.

Von Clementine Krämer (München).

Der Hansel will gleich damit anfangen, Geld zu sammeln für einen Kranz.

Und der Werner weint wie er hört, daß der Großvater gestorben ist. Ganz wirklich weint er, was ihm bei den Geschwister noch auf lange hinaus ein gewisses Ansehen verleiht.

Evel aber schaut bloß mit großen stillen Augen von einem zum andern. Dann hält sie sich an die Tante. Die scheint ihr von allen die Traurigste.

Wenn die Tante aufschluchzt, freischelt ihr das Kind allemal die Hand. — Besonders auf dem Friedhof . . .

Auf dem Sarg liegen viele Kränze mit Schleifen. Rosa, Weiß, Grün, Schwarz. Und ein großer Strauß gelber Rosen.

Dahinter geht der Vater mit seinen zwei großen Unben von zehn und sieben Jahren. Und es schauen alle drei aus wie Kinder. Ein großes Kind und zwei kleinere. Wie Kinder, deren Gesichter nicht gemacht sind für das Traurige . . .

Wie man heimgekommen ist vom Friedhof, setzte man sich mit den vielen fremden Onkels und Tanten zum Kaffee.

Da macht sich die kleine Auguste bemerkbar, die man nicht mitgenommen hat auf den Friedhof, weil sie noch so klein ist, und noch nicht einmal in die Schule geht. Also, da sagt die Gusti zu irgendwem: „Soll ich Dir mal zeigen, wie ich einen Wurzelbaum machen kann?“ — und gleich darauf überfugelt sie sich ein paarmal. Daraufhin erachten es auch die Geschwister nicht mehr länger für notwendig, traurig zu sein und sind lustig mit dabei.

Bis der Vater den großen Werner heraufruft und ihn fragt, ob er denn schon garnicht mehr daran denkt, was heute für ein Tag sei. Und daß sie doch soeben den Großvater zu Grabe getragen hätten. Den Großvater, der sie alle so lieb gehabt . . .

Und was er glaube, wie erstaunt der sein würde, wenn er dies soeben hätte sehen können.

Dies mit den Wurzelbäumen.

Da bemerkt sich Jung-Werner von neuem, traurig zu sein.

Toch bei der ersten Gelegenheit macht er sich davon.

Ich glaube aber garnicht, daß sich der Großvater sehr betrübt haben würde über die Kinder und über die Wurzelbäume. Denn als den Großeltern das Melanchien gestorben war —

damals, wie der Vater und die Tante selbst noch Kinder gewesen sind, da hat der Großvater gesagt: „Kleine Kinder brauchen noch nicht traurig zu sein und auch noch nicht weinen.“

Und wie die fremden Menschen fertig gewesen sind mit dem Kaffeetrinken, da ist gerade der kleine Fritz aufgewacht und schaut mit großen, runden, blauen Baby-Augen erstaunt um sich.

Und da kann man sich jetzt seine Gedanken machen darüber, daß der Großvater einst ein ebenso winzig kleines Bübdchen gewesen ist.

Denk mal, der Großvater — daß der so klein war wie jetzt der Fritz! und hat auch noch nicht einmal gehen können und ebenso wenig sprechen natürlich. Und wenn man dann weiter bedenkt, daß unser Fritz auch mal ein solch alter Herr geworden sein wird, und daß er dann — ja, daß er dann auch sterben muß — denn das müssen alle. — Und immer so fort, immer weiter so. Es ist Menschenlos...

Menschenlos! Sollte man sich da nicht eigentlich veröhnen mit dem Sterben? Wenn es doch eine so natürliche Sache ist? Und doch tut es so bitter weh? Wie ist das nur?

Das haben alles die Menschen aus dem bishigen Leben gemacht. Die Freuden hineingelegt und die Leiden.

Und sie denken, daß das Menschenherz die erste Geige spielt „im großen Räte der Natur“.

Doch in Wirklichkeit hat es überhaupt keine Stimme.

Und jetzt, wenn man vom Großvater spricht, dann erzählen die Kinder ein wenig altklug auch irgend ein Stückchen von ihm.

Doch im ganzen ist er vergessen.

Hält man es ihnen aber vor, so wollen sie es nicht wahr haben.

Sie haben doch ihm zu Ehren den Verein gegründet, zu dem Zweck, an seinem Geburtstag und am Todestag das Grab mit Blumen zu schmücken. Das wird wohl schön sein, wenn man einen richtigen Verein „macht“.

Mit einem Schreiben, in welchem es heißt:

„Wir alle Kinder beklagen bitterlich den Tod unseres lieben Großvaters. Wir haben daher beschlossen, einen Verein zu gründen. Mindestbeitrag im Jahr fünfzig Pfennig.“

Und dann gibt es einen Vorsitzenden und einen Vereinsdiener. Die heißen Werner und Daniel. In den Sitzungen dreht es sich allemal darum, ob erstens das Jahresgehalt des Dieners von fünfzehn auf zwanzig Pfennige erhöht werden soll und ob zweitens der Diener bei den Sitzungen anwesend sein darf oder nicht. Einmal hat die kleine Anguste, die immer toternschaft „beimohn“, auch das Fingerchen gehoben; als ihr aber der Vorsitzende das Wort erteilte, da sagte sie bloß: „Erlauben Sie, daß ich hinausgeh“.

Gewöhnlich endigen die Sitzungen mit einer kleinen Kauferei. Aber Werner antwortet dem Vater, der ihm vorstellt, daß es unter der Würde eines Vorstandes sei, sich mit dem Vereinsdiener herumzupalzen, er rause in seiner Eigenschaft als Bruder. Da zieht dann der Vater natürlich den Kürzeren.

Und ferner berufen sich die Kinder darauf, daß sie sogar schon auf dem Grab gewesen sind — an einem Sonntag Nachmittag — und haben selbstgepflückte Blumen darauf gelegt.

Aber was die Tante betrifft, so war die noch gar nicht auf dem Grab. Und trotzdem sage ich, ist sie weit mehr betrübt als die Kinder.

Das kommt nämlich daher, daß die Kinder sich nichts Rechts vorstellen können unter dem Tod.

Als zum Beispiel das Augusterl in Stuttgart gehört hat, daß der Onkel gestorben sei, hat es gefragt, ob man gar keine Hoffnung mehr wäre. Und der kleine Nubi wollte einmal bei einem Leichenbegängnis wissen, ob denn der Totz nicht auch mitmarschieren dürfe. Und als die Mutter der kleinen Erna und des Franz sagte, sie würden sie noch zu Tode ärgern, da ähnherten die Kinder, es habe nichts auf sich. Sie könnten ja dann bei der Tante Johanna essen. — Und „wir streuen Blumen auf dein Grab“. Dies ist aus einem Lied, das sie in der Schule singen. Und wie die Tante selber noch ein kleines Mädchen war, da ist die Großmutter von ihrer Freundin gestorben. Ein ganz kleines altes Frauchen war das. Und hat „Weilchen“ geheißt. Ist das nicht ein netter Name? Da belam die Freundin ein schwarzes Kleidchen. Ach, da wünschte ich mir sehr, daß von unseren vier Großeltern auch bald wer sterben möchte. Oder wenigstens der alte Urgroßvater, der schon weit über achtzig war. So denken Kinder.

Und die Großen?

Was begreifen sie denn eigentlich vom Tode?

Im Grunde auch nichts weiter als dies: Da ist mir ein lieber, teurer Mensch gegangen. Ich werde ihn nie wieder sehen, und er bringt mir keine Freuden mehr.

— So wäre all diese Trauer nichts weiter als Eigenliebe? Oh nein!

Beweinen wir einen lieben Menschen doch auch, daß er sich dahingegangen.

Aber er weiß doch nichts mehr?

Also ist das Totsein nicht schlimm.

Aber das Sterben! Denn wenn einer weiß, daß er gehen muß...

Aber der Großvater wußte es wohl nicht.

Und doch!

Wenn ich einen schönen Blumenstrauß habe, kommen mir die Tränen, weil er sich nicht mehr mit mir daran erfreuen kann.

Oder wenn mir der schöne Herbst ins Zimmer lacht, den er so geliebt hat.

Oder wenn mir einer etwas Freundsliches sagt von ihm.

So furchtbar sind die Menschen.

Wie heißt es doch: „Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“

Ach, wer es vermöchte, die kurze Zeit, die er auf Erden wandelt, unbesümmert hinzubringen!

Wie die Kinder.

Sie haben den Großvater lieb und freuen sich, so lange er da ist. Ist er aber einmal gegangen, so fehlt er ihnen nicht weiter. Ja, es ist für sie eine kleine Sensation, wenn sie wegen der Beerdigung einen Nachmittag nicht zur Schule müssen. Und wenn gerade Klassenauflauf trifft, so hat es gewiß sein Gutes. Sie tun groß vor einander: „Mein Großpapa ist gestorben und gestern war er noch ganz gesund.“ „Ach“, macht der andere wegwerfend, „meiner ist sogar ertrunken im Balchensee.“

Genau wie da zuulich nach dem furchtbaren Hagelwetter der Werner: „Bei dem Schmitt hat der Hagel siebzehn Fenster eingeschlagen, bei uns bloß fünf. Dafür haben sie bei ihm wieder nicht, wie bei uns, die Feuerwehr alarmieren brauchen zum Keller aus-pumpen — siebzehn Mann.“

Und der Großvater?

Wenn er wüßte, sie denken kaum mehr an ihn?

Ach, er würde bloß lächeln mit seinen lieben, guten, schönen Augen. Und er würde sagen, daß er es auch nicht anders gemacht hat, als er noch ein Kind gewesen ist. Der Großvater. (Ziti. 31.)

Aus Welt und Leben.

Die organischen Haarfärbemittel. Die berechtigten Einwände und Warnungen, die gegen das Färben der Haare mit laubläufig angepriesenen Mitteln erhoben werden, sind sehr oft berechtigt, namentlich wenn solche Mittel mit starken Beimengungen mineralischer Stoffe hergestellt sind. Es erscheint an sich natürlich, daß zur Färbung oder anderen Behandlung eines organischen Körpers solche Stoffe besser geeignet sind, die selbst organischer Natur sind. Das wäre nun an sich ein oberflächliches Urteil, das jedenfalls eine Nachprüfung verlangt. Wenn aber jetzt gefärbte Haare bei den Frauen noch mehr als bisher Mode werden, und zwar derart, wie es nach der Meldung über den Gebrauch ganz unnatürlicher Farben für das Kopfhaar den Anschein hat, so ist die Mahnung zur Vorsicht noch viel wichtiger als bisher. Die Chemie ist selbstverständlich in der Lage, eine schier unbegrenzte Zahl von Stoffen anzugeben, die mehr oder weniger gut auch zur Färbung von Haaren geeignet sind. Eine solche Verbindung, die in heutiger Zeit nach dieser Richtung besonders zu Ehren gekommen ist, ist ein Laboratoriumserzeugnis, mit dem Namen Paraphenylendiamin. Wenn dieser Name zu unverständlich sein sollte, mag sich damit trösten, daß es viele in der Chemie gibt, die doppelt so lang sind. Außerdem ist er für den leichteren Gebrauch im Handel auf die ersten beiden Silben Paraphenylkurz worden, wogegen freilich zu sagen ist, daß diese Bezeichnung bereits für mehr als einen Stoff vergeben ist. Vom chemischen Standpunkt aus hat diese Verbindung den Vorzug großer Bequemlichkeit, da in leichter Weise alle möglichen Farben hergestellt werden können. Diese Produkte haben insbesondere eine eigene Beziehung zum Sauerstoff, der ihnen je nach der Menge jede beliebige Tönung verleiht. Es versteht sich von selbst, daß der Stoff vor der Verwendung mit parfümiertem Wasser versetzt wird. In Paris ist er bereits in der Form käuflich zu haben, daß ein Fläschchen das eigentliche Färbemittel, das zweite sauerstoffhaltiges Wasser enthält, so daß die Käuferin die Farbe selbst abtönen kann. Ein Zusatz von 1 Prozent aus der zweiten Flasche ergibt blond, ein solcher von 2 Prozent kastanienbraun usw. Ob die blauen und grünen Farben nach Muster auf diesem Wege gleichfalls zu erzielen sind, wird vorläufig noch nicht verraten. Vorsicht ist jedenfalls auch bei diesen Mitteln geboten.

Ueber Stärke und Gewicht des menschlichen Haares teilt Dr. Hans Friedenthal in der Zeitschrift für Ethnologie gelegentlich einer Untersuchung über das Tasmanierkopfsaar einige interessante Zahlen mit. Was zunächst die Dicke des Haares betrifft, so zeichnet sich die weiße Rasse durch den Besitz eines besonders starken Haares aus; seine mittlere Maximalbreite beträgt bei schlechtem Haarwuchs 0,102 Millimeter. Dem Europäer nahezu gleich kommt der Chinese, dessen Haar eine mittlere Höchstbreite von 0,099 Millimetern auf-

weist, während der Japaner mit einer Haardicke von 0,105 Millimetern unter allen Völkern der Erde das härteste Haar zu besitzen scheint. Messungen bei Indianern ergaben als größte durchschnittliche Haardicke 0,09 Millimeter, bei Severos 0,083 Millimeter. Das Haar der Buschmänner, das als sehr fein bekannt ist, zeigt noch immer eine Höchstdicke von 0,0773 Millimetern, während man bei ägyptischen Mumien 0,073 bis 0,074 Millimeter ermittelt hat. Die geringste Dicke weist das Haar des Australiers auf mit 0,066 Millimetern. Bedeutend stärker als die Kopshaare sind beim Europäer die Barthaare, für die man 0,153 Millimeter als Durchschnittstärke gefunden hat. Vergleichsweise sei bemerkt, daß die Fellhaare des Schimpansen 0,135 Millimeter dick sind. Wie die Dicke, so zeigt auch das Gewicht der Kopshaare bei den einzelnen Menschenrassen große Unterschiede. Beim Europäer stellt sich das Gewicht von 1 Zentimeter Haarlänge auf durchschnittlich 54 Millionstel Gramm. Ein annähernd gleiches Gewicht zeigten auch das Kopshaar eines peruanischen Indianers und eines Kamerunegers mit 57 bzw. 50 Millionstel Gramm für das Zentimeter Länge. Durch ein sehr hohes Gewicht zeichnen sich dagegen die Haare des Chinesen aus, die mit 0,098 Milligramm pro Zentimeter fast doppelt so schwer sind wie Europäerhaare. In der Jugend ist das Haar meist feiner als im Alter. Als äußerste Grenzen für das Zentimeter Haargewicht hat man bisher 39 und 115 Millionstel Gramm festgestellt. Ein Haar von 1 Meter Länge wiegt durchschnittlich 5 bis 6 Milligramm! — Weit schwerer als das Kopshaar ist bei den Angehörigen der weißen Rasse das sogenannte Terminal- oder Fellhaar, z. B. das Barthaar. So wogen bei einem 40jährigen Europäer die Barthaare pro Zentimeter 170,5 Millionstel Gramm, zeigten also etwa das dreifache Streckengewicht des Kopshaares. Infolge dieser bedeutenden Differenzen dürfte es in den meisten Fällen selbst bei kleinen Haarbruchstücken nicht schwer zu entscheiden sein, ob Kopf- oder Terminalhaar vorliegt, eine Frage, die bei gerichtsarztlichen Untersuchungen von Wichtigkeit sein kann. Bei den außereuropäischen Rassen scheint dieser Unterschied nicht so ausgeprägt zu sein oder überhaupt nicht zu bestehen.

Das Puppenhaus von Utrecht. Die Zeit, da die weihnachtlichen Spielzeugausstellungen in den Läden und Warenhäusern und die verlockend aufgebauten Schaufenster mit ihren Puppen, Festungen, Tieren und Miniaturautomobilen die Herzen der Kinder mit frohen weihnachtlichen Vorahnungen erfüllen, ist zwar schon längst vorüber, aber die Kleinen, die mit leuchtenden Augen all diese Wunderwerke bestaunen, würden mit offenem Munde dreinschauen, wenn sie das kostbarste Puppenhaus der Welt sehen könnten: das Puppenhaus von Utrecht. Und nicht nur den Kindern, nein, auch den Kunstfreunden und Sammlern alter Möbel würde beim Anblick dieses kleinen Wunderwerks das Herz schneller schlagen, denn das Puppenwerk von Utrecht besitzt Schätze an Möbeln und alten Einrichtungsgegenständen, deren Wert kaum zu berechnen ist und deren kulturhistorische Bedeutung sogar zwei bekannte Kunstgelehrte, die Professoren Vogelvang und Müller, dazu begeistert hat, diesem Puppenhaus ein ganzes gelehrtes Werk zu widmen. Es war um 1675, als eine reiche Dame aus Amsterdam auf die Idee kam, sich ein Puppenhaus machen zu lassen, das ein Meisterwerk werden sollte. Immer mehr verliebte die vornehme Holländerin sich in ihren Plan, Handwerker und Künstler wurden in Bewegung gesetzt, und nach 15 Jahren war dieses kleine Schloß vollendet, hatte ein Vermögen verschlungen, aber dafür steht auch heute stauend die Nachwelt vor diesem Puppenheim, das uns besser und unverfälschter als alle wirklichen Häuser aus jener Zeit einen Einblick in das Leben einer holländischen Patrizierwohnung des 17. Jahrhunderts gewährt. 115 kleine Zimmerchen sind es, die hier bis zu den geringfügigsten Einzelheiten ohne Rücksicht auf Mühe oder Kosten ausgestattet wurden. Die winzigen Möbel sind mit Gold beschlagen oder durch die Kunst des Holzschneiders geabelt, entzückende Puppengemälde wurden von Künstlerhand geschaffen, um getreu nach dem Vorbilde der Wirklichkeit die Wände zu schmücken, ja den Salon dieses Puppenhauses malte einer der berühmtesten Künstler seiner Zeit aus, Meister Moucheron, dessen Namen die Kunstwelt noch heute kennt. Da sehen wir im Salon auf Protokollstühlen unter reizenden Deckengemälden die Dame des Hauses in der Unterhaltung mit zwei Herren; im Treppenhaus, durch das ein

Wage mit einem Korbe gerade zum Einkauf eilt, sieht das Kinderfräulein im Begriff, mit dem Baby einen Spaziergang zu unternehmen; im Wohnzimmer plaudert die Dame des Hauses mit ihrem Gemahl, indes im Kinderzimmer auf hochbeinigem Stuhl ein Töchterchen mit dem Onkel Arzt spricht. Küche, Garten, Schlafgemach mit allen Toilette-Accessoires einer vornehmen Patrizierfrau sind vorhanden. Ja so weit geht die „Wirklichkeit“ des Lebens in diesem Puppenhaus, daß es 1813 sogar einen regelrechten Einbruch erdulden mußte, bei dem eine Reihe goldener und silberner Hausgeräte, ein Leuchter und goldene Bestecke gestohlen wurden. Allein die Stadt Utrecht, die mit Stolz ihr berühmtes Puppenhaus hütet, ließ die Bewohnerin nicht lange ohne Tafelgerät, und schnelligst wurden für die Puppen neue Goldbestecke hergestellt, kunstvolle Kopien der gestohlenen Originale.

Gesundheitspflege.

Hautkrankheiten durch Pelzfärbemittel. In der Deutsch. med. Wochenschr. berichtete Prof. Blaschko-Berlin über einige von ihm beobachtete Fälle von Hautkrankheiten, die deswegen unser Interesse beanspruchen, weil sie durch Pelzfärbemittel hervorgerufen werden. Eine Dame erkrankte an einer Hautentzündung, die sich vom Kopfe über den ganzen Körper erstreckte. Die sorgfältigste Nachforschung ergab keinerlei Anhaltspunkte für eine in irgend einem kosmetischen Mittel enthaltene chemischen Schädlichkeit. Da sich aber bei näherer Beobachtung zeigte, daß die Hautentzündung ihren Ausgangspunkt am Halse genommen und sich von da abwärts über den Körper verbreitete, kam Prof. Blaschko auf den Gedanken, ob nicht ein gefärbter Pelztragen die Ursache der Erkrankung sein könne. Tatsächlich stellte sich heraus, daß der Pelztragen des Abendmantels vor Kurzem frisch aufgefärbt war. Der Pelztragen färbte schon bei leichter Reibung auf das Papier ab. Die chemische Untersuchung ergab, daß der Pelz mit Paraphenylendiamin gefärbt, aber nicht genügend geläutert war. Ein anderer Patient bekam seit 4 oder 5 Jahren jedesmal im Winter, sobald er ins Freie kam, einen heftigen Gesichtsausschlag, der in wechselnder Stärke den ganzen Winter hindurch aufzutreten pflegte. Auch hier war der Pelztragen des Patienten frisch gefärbt und der Krage färbte in derselben starken Weise auf ein Stück Papier ab. Der Patient ließ den Pelzbesatz ändern und konnte alsdann ohne die geringsten Störungen sich im Gebirge dem Wintersport hingeben. Werden die Pelze gut ausgewaschen, so daß der getrocknete Pelz „echt“ gefärbt ist, dann enthält er auch kein Paraphenylendiamin mehr und kann unbeschadet gebraucht werden.

Das heiße Bad bei Verstauchungen. Dr. Kantorowicz-Hannover empfiehlt bei Verstauchungen statt der üblichen kalten Meißwasserumschläge das heiße, langandauernde örtliche Bad. Er hält es für wirksamer als kalte Anwendungen, weil es sich bei den in Betracht kommenden Verletzungen nicht um eine Entzündung, sondern um Blutergüsse infolge Zerreißung von Gelenkbändern handelt. Das heiße Bad wird in der Weise angeführt, daß das verletzte Glied in ein möglichst heißes Bad sofort nach dem Unfall gesteckt wird, sodas der Spiegel des Wassers noch handbreit über dem Gelenk steht. Die Temperatur beträgt zunächst 28 Grad, dann gießt man alle 5 Minuten heißes Wasser zu, bis die Temperatur 35 Grad beträgt, ja man kann womöglich noch höher gehen. Das Gelenk kann darauf leicht und schmerzlos bewegt werden. Das trifft aber nur dann zu, wenn es sich um eine einfache Verstauchung, d. h. um einen Riß eines oder mehrerer Gelenkbänder handelt. Sobald aber nur die geringste Verletzung eines Knorpels stattgefunden hat, werden die Beschwerden durch das heiße Bad verschlimmert. Das langandauernde heiße Bad ist demnach ein wichtiges Mittel zwischen Bruch und Verstauchung und kann die Röntgenuntersuchung ersetzen. Die Erklärung geht dahin, daß das heiße Bad im Falle einer Verstauchung eine erhöhte Aufsaugung des Blutes und damit ein schnelles Verschwinden der Schmerzen bewirkt. Dagegen ist beim Knochenbruch die Blutung bedeutend, da viel stärkere Gefäße verletzt sind, die sich weder zurück- noch zusammenziehen können. Hier wird durch die Anwendung der Hitze weniger die Aufsaugung des Blutes angeregt, als die Blutung selbst verstärkt und dadurch der Schmerz vergrößert.